

ANDREAS ALTMANN



**VERDAMMTES
LAND EINE
REISE DURCH
PALÄSTINA**

ANDREAS ALTMANN

VERDAMMTES LAND

Eine Reise durch Palästina

Piper München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.piper.de*



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

ISBN 978-3-492-05624-3

© Piper Verlag GmbH, München 2014

Gesetzt aus der Swift

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Karte: Angelika Solibieda, Karlsruhe

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Niemals tut man so vollständig und so gut das Böse,
als wenn man es mit gutem Gewissen tut.

BLAISE PASCAL

Der Glaube versetzt Berge. Von Toten.

ANONYM

Für meinen Vater, den Verlorenen

Für Dich, so nah, so jetzt

1

Wer ein Buch über diese Weltgegend schreibt, wird scheitern. Israel und Palästina, das ist ein Brandherd, der nicht aufhört zu lodern. Seit über sechzig Jahren entzündet er die Gemüter. Und keine Vision weit und breit, um die zwei Völker zu versöhnen. Unfassbar viele Vernagelte, auf beiden Seiten, versperren den Weg. Unfassbar viele Bücher wurden inzwischen darüber geschrieben. Und keines schien mitreißend genug, sie alle zur Einsicht zu verführen. Ich riskiere es trotzdem: noch ein Buch abzuliefern. Weil mich inzwischen jede Illusion – *die* Antwort zu finden – verlassen hat. Und weil ich nichts als Geschichten erzählen will. Von den einen, die andere quälen und erniedrigen. Und den anderen, die gequält und erniedrigt werden. Und die Geschichten von Heldinnen und Helden, die es herzerreißend zäh und tapfer mit ihrer Wirklichkeit aufnehmen. Von Frauen und Männern eben, von denen jeder – all wir anderen – etwas erfahren könnten: über Würde, über Stolz, über schiere Tapferkeit. Und über die Sehnsucht, ein passables Leben zu führen. Klar, vom Irrsinn und der Lächerlichkeit wird auch die Rede sein. Denn das muss man dem winzigen Erdteil lassen: Storys hat er zu bieten, an jedem Eck, zu jeder Stunde.

2

Ruhiger Flug nach Tel Aviv, Ankunft um 2.35 Uhr morgens. Schon auf der ersten Treppe der Ankunftshalle, noch bin ich keine dreißig Sekunden in Israel, werde ich von einem Bewaffneten angehalten. »Your passport!« und »Why are you here?«. Am liebsten würden sie das Land sperren, so unwillkommen scheint man. Dann auf einen hübschen Menschen zugehen, der offiziell und hinter Glas die Pässe prüft. Ich will eisern heiter bleiben. Ich nähere mich lächelnd und bilde mir ein, auf dem Gesicht der jungen Frau für Sekundenbruchteile eine Irritation zu bemerken. Denn eigentlich sollte sie finster sein, den Fremden spüren lassen, dass er unerwünscht ist, nur geduldet. Aber ich bin augenblicklich in Bestform, mein unbeschwertes Grinsen landet und sie lächelt zurück. Sicher bereut sie es gleich. Aber mit einem Lächeln ist es wie mit einem Wort: Jetzt ist es da und nicht wieder wegzumachen. Natürlich muss auch sie die kriegerische Frage stellen: »Why are you here?« Und jetzt antworte ich eiskalt und ernsthaft: »'Cause I like your country.« Den Satz hat sie sicher nicht oft gehört von einem Goi, denkt wohl, dass der Rest der Menschheit Israel für einen Schurkenstaat hält, der mitverantwortlich ist für den Unfrieden in der Welt. Doch jetzt saust der Stempel, begleitet von einem scheuen Wohlwollen. Ich bin entlassen.

3

Glück gehabt. Morgen werde ich in der Zeitung lesen, dass man Touristen – wieder einmal – die Einreise verweigert hat und sie nach stundenlangem Verhör in ein Flugzeug Richtung Heimat verfrachtete. Wer von den Abgeschobenen sein E-Mail-Passwort (sic!) nicht preisgab, galt als jemand, so die Behörden, »der etwas zu verheimlichen hat«. Ich werde auf dieser Reise erfahren, dass der Staat Israel erstaunlich viel zu verbergen hat. Jeder Ausländer gilt folglich und a priori als verdächtig, als Schnüffler, als einer, der

Zustände wahrnimmt, die – verhalten ausgedrückt – nachdenklich stimmen.

4

Mit einem *Sherut*, einem Sammeltaxi, ins siebzig Kilometer entfernte Jerusalem. Ich steige mit einem Rucksack ein und weiß, was jeder (heimlich) denkt: Bombe oder keine Bombe? Die absurde Frage gehört hier zum Alltag. Weil zu oft Selbstmordattentäter vorbeikamen: um Vergeltung zu üben für die Besetzung Palästinas.

Vor mir sitzt ein orthodoxer Jude, Vollbart, Schläfenlocken, *man in black*: Hut, Jacke, Mantel (im Sommer!), Hose, Strümpfe, Schuhe, alles dunkelschwarz, alles direkt vom Leichenbestatter. Schon die Kleidung – von Kopf bis Fuß – sieht wie eine Rüstung aus, wie eine Barriere nach allen Fronten: um sich vor dem Leben in Sicherheit zu bringen, dem sündenteuflichen. Missmut steigt in mir hoch. Wie immer, wenn ich sehe, wie Religion das Leben in Verruf bringt. Ich würde gern einen Glauben entdecken, der sich nicht nach der »Wiederkunft des Messias« (oder eines anderen göttlichen Rächers) sehnt, nicht nach dem Tod, nicht nach dem – gewiss sterbensfaden – Himmel. Eine Religion, bitte, die das Diesseits verherrlicht und die Liebe zur Welt.

Fahrt über ein schönes Land, die warme Morgensonne hinter den Hügeln. Mein trancemüder Körper, der an Häusern vorbeifährt, deren Fenster bis hinauf in den dritten Stock vergittert sind. Wer durch Israel reist, wird irgendwann die Angst, die unheimliche Angst, verstehen, die hier umgeht. Sie scheint, nein, sie *ist* der Schlüssel zum »Nahostkonflikt«.

5

Nach einer guten Stunde in Jerusalem. Einchecken in ein Hotel, das im östlichen, muslimischen Teil liegt. Den Israel 1980 annektierte. Dieser Vorgang wird von der internatio-

nalen Staatengemeinschaft nicht anerkannt, denn die Palästinenser bestehen ihrerseits auf Ostjerusalem als der künftigen Hauptstadt Palästinas. Dieser Streitpunkt ist eines der entscheidenden Motive der Zwietracht. Keine Seite will nachgeben. Als Außenseiter weiß man nie genau, welches der beiden Lager – Israelis oder Palästinenser – sich bornierter aufführt. Schwer zu sagen, denn sie haben ein Maß an Starrsinn erreicht, das scheinbar nicht mehr zu überbieten ist. Kein Wunder, denn er ist religiös motiviert. Ebenfalls auf beiden Seiten. Denn Jerusalem ist die »heilige« Stadt, mitten im »heiligen« Land. Das klingt nach Real-satire. Müsste man doch lange darüber nachdenken, ob es – wo auch immer – ein Gebiet gibt, auf dem es die letzten paar tausend Jahre unheiliger, mörderischer und erbarmungsloser zugegangen wäre als hier. Mit den drei Monotheismen – Judentum, Christentum und Islam – als Hauptdarsteller. Rastlos verkeilt in »heilige« Kriege.

6

Das Wunder des Reisens. Ich verlasse das Hotel und darf nun alle fünfzig Schritte neue »Bilder« sehen, darf mein Herz bereichern, ja, Gefahr laufen, dass ich etwas nicht verstehe, dass ich überrascht und, wenn ich Glück habe, überwältigt werde. Und ich werde es. Ich gehe durch das *Damascus Gate*, hinein in den Souk der Altstadt: hundert Gassen, Hunderte Händler, eng, verwinkelt, mit der schönen Aussicht, sich an jeder »Kreuzung« zu verirren. Oder in eine Gruppe Soldaten zu laufen. Mit Sturmgewehren. Das klingt logisch: Wer sich ungesetzlich Besitz aneignet, muss ihn bewachen. Tag und Nacht. Jeder Reisende erfährt gleich zu Beginn, wie schwer bewaffnet das »heilige« Land auftritt. Ach ja, »holy arms« haben sie hier auch.

Aber bald kommt das Warme, so Menschliche: Neben jedem zehnten Stand sitzt ein Mann und verkauft Büstenhalter. Auf keinem Erdteil werden mehr BHs verkauft als

auf dem arabischen. Berge von Büstenhaltern verraten Berge von Sehnsüchten. Leider hat Herr Allah beschlossen und als ewige Weisheit von Mohammed verkünden lassen, dass nur verheiratete Brüste angestarrt und geküsst werden dürfen. So liegt er auf jeder dritten Auslage da, der Schwung Spitzenwäsche. Und so gehen minütlich Vulkane voller Lust daran vorbei. Eben jene geschundenen jungen Männer, die stillhalten müssen, bis zur Ehe. Statt Schönheit küssen: immer nur davon träumen. Täglich, nächtlich.

Außerhalb des Bazars, ganz in der Nähe des *Jaffa Gate*, sehe ich einen Ausschnitt aus dem modernen Leben. Er ist ungeheuer banal und fasziniert gerade deshalb. Direkt vor der Mauer der Altstadt wird im Freien ein Nichts inszeniert, das der Veranstalter, ein Werbefuzzi, pompös »Speeding« nennt. Man denkt an Geschwindigkeit, an Rasen, an Luftanhalten. Und was passiert? 250 Standräder wurden aufgestellt, ungemene Kräfte walten, Musik plärrt, via Lautsprecher erfolgen Anweisungen, Menschenschlangen bilden sich, Angestellte, Arbeiter und Sicherheitsleute verbreiten die Aura letzter Wichtigkeit, noch mehr Räder treffen ein, Gedränge beim Einlass, Schweißtücher und Mineralwasser stehen bereit, endlich schiebt jemand die Gitter beiseite, das Volk rennt los, man will noch immer glauben, dass eine Sensation – ein Tollkühner segelt mit tausend Luftballons durch die Luft – zum Vorschein kommt, nein, sie schwingen sich auf die Sättel und treten los. Ich frage nach und höre, dass jetzt eine Stunde lang gestrampelt wird. Gemeinsam. Im Stand. Das ist eine hinreißende Metapher, man kann so vieles in ihr lesen.

Ich mache mich auf den Weg zu meinem Hotel. Am Anfang der *Salah-an Din Street*, gegenüber der Polizeistation, steht eine Gruppe Palästinenser, sie diskutieren. Irgendetwas fällt vor, fünf israelische Soldaten, darunter eine Frau, nähern sich und greifen sich einen Halbwüchsigen heraus. Da ich um Sekunden zu spät kam, kann ich nicht sagen, warum. Der vielleicht Siebzehnjährige wird abgeführt, aber er reißt

sich los und verbittet sich, ihn anzufassen. Um die Explosivität der Situation zu verstehen: Jeder Palästinenser, der in Ostjerusalem lebt, betrachtet diesen Stadtteil als den seinen und empfindet nichts als blanke Wut auf die fremde Macht. Natürlich wird Arif – inzwischen hat jemand seinen Namen gerufen – von den fünf überwältigt und Richtung Kommissariat gezerrt. Sie sind in Eile, um dem Volkszorn zu entgehen. Arif wehrt sich weiter, schreit sie an. Mut hat der Junge. Wie eine Stichflamme schießt der Hass aus seinen Augen. Mitten in die Augen seiner Feinde.

In Japan haben sie ein kluges Sprichwort: »Wenn dein einziges Werkzeug ein Hammer ist, dann sieht alles wie ein Nagel aus«, sprich: Wenn man von keinem anderen Mittel als von Gewalt weiß, dann muss man immer gewalttätig sein. So blind, so misstrauisch, so unbelehrbar ist man geworden.

Spätabends gehe ich nochmals auf die Straße, will lesen und rauchen. Ich frage einen Mann, ob er ein Café kennt, das noch offen hat. Und er nimmt mich bei der Hand, wie einen Sohn. Und wir gehen fünfzig Meter zur nächsten Kreuzung und jetzt kann es Mister Hakim exakt erklären. Ich spüre wieder einmal meine Zuneigung zu alten Männern. Mein unheilbarer Vaterkomplex, die Suche nach dem einen, der beschützt. Ich bilde mir ein, dass diese freundlichen Herren meine Sehnsucht errahnen und deshalb so hilfsbereit reagieren. Mein Wegbegleiter zeigt auf ein Hotel, dort gäbe es eine Dachterrasse.

7

Ich brauche ein paar Tage Ruhe, bevor ich mich monatelang schinde. Im Internet finde ich ein Hotel am See Genezareth, mit Sonne und Pool. Den Namen des Sees hatte ich oft im Religionsunterricht gehört, ich will ihn sehen.

Scharfe Kontrollen am Busbahnhof, mit Metalldetektoren und Röntgengerät. Scharen von Soldaten sind unterwegs.

Ich habe einen Fensterplatz. Noch auf dem Weg dorthin fällt mein Blick auf schöne Israelinnen, auch Schöne in Uniformen. Nachlässig haben sie die schwarze, schwere M16 auf den Schoß gelegt. Schönheit und Macht, das sieht – darf man das sagen? – sexy aus, unheimlich sexy.

Wir fahren los und die Jalousien werden heruntergelassen. Auf beiden Seiten. Der Tag ist gerade wieder in Hochform, die Sonne strahlt, draußen liegt Israel. Nein, nun ist Pennerzeit. Vier Fünftel der Passagiere machen die Augen zu und – schlafen. Ich habe stets gedacht, Reisen sei die Zeit, in der man nicht genug bekommen kann von der Welt. Erkläre mir einer die Situation. Immerhin sehe ich zwei Verliebte, die gekonnt flirten. Man kann den Jüngling nur beneiden um das Mädchen an seiner Seite. Ob man *sie* beneiden soll? Ich bin mir nicht sicher. Denn sie küssen sich und jetzt kommt die klassische Szene, die weltweit allen Prolos gemeinsam ist: Sein Handy klingelt, er lässt die geschwungenen Lippen der gerade Angehimmelten los und redet. Irgendein Blabla, völlig belanglos. Während sie gelangweilt ihr blondes Haar um den rechten Zeigefinger kringelt. Casanova fällt mir ein, der an einer Stelle in seinen Memoiren davon redet, was ein Mann, will er Erfolg bei einer *Dame* haben, unbedingt tun muss: ihr das Gefühl geben, dass sie gerade das Wichtigste auf Erden ist. Oh, old boy, das war, das war im 18. Jahrhundert, heute ist die Dame genau so lange wichtig, bis es klingelt.

Ich lese eine der großen Zeitungen Israels, *Haaretz*. Brillante Schreiber und eine durchaus besonnene Linie: weg von der offiziellen Hysterie, dass alle Moslems von der Vernichtung der Juden träumen. Und hin zu einer Versöhnung mit den Palästinensern, sprich zwei Staaten, einmal Israel, einmal Palästina. Soll heißen: Die Besatzung ist ein schweres Vergehen und die jüdischen Siedler haben im Gebiet der Palästinenser nichts zu suchen. Es ist nicht ihr Land, es ist das Land der anderen.

Auf Seite eins steht heute ein Bericht über Madonna, die

gestern ihre *MDNA*-Tour in Tel Aviv begann. Sie nennt den dortigen Auftritt »a concert for peace«. Sie gehört zu jenen öffentlichen Personen, denen keine wahrhafte Geste mehr gelingt. Sie hat die Welt und die Weltbewohner instrumentalisiert. Jeder Konflikt, jede Wunde, jeder Geschundene ist ihr recht, wenn er nur zur Vermehrung der Umsätze beiträgt. Jeder Kommentar wird stets so gewählt, dass nichts als brüllende Zustimmung vom anwesenden Volk zu erwarten ist. Deshalb auch vor israelischem Publikum keine Silbe zur »occupation«. Jede Lüge, jede letzte peinliche Geste taugt, um im Gespräch zu bleiben. Sicher wird sie bald wieder – begleitet von einem ausgesuchten Medientross – nach Afrika fliegen und ein schwarzes Baby einkaufen, das – so einst die *Sunday Times* – »farblich gut zur Wohnzimmertapete passt«. Jeder Zeitgeist kommt ihr zupass, wenn er nur geistlos ist und ihr erlaubt, sich an ihn ranzuwerfen. Mittendrin verlautbarte sie: »Gibt es Frieden im Nahen Osten, gibt es Frieden überall auf der Welt.« Aua, manche Sätze reichen an Körperverletzung, so brutal dummlich treten sie auf.

Ein kleiner Spalt bleibt mir, um hinauszublicken. Die Natur soll mich milde stimmen. Ich vermute, sie wurde dafür erfunden. Um uns zu heilen von den Anwürfen des Lebens.

8

Nach zweieinhalb Stunden in Tiberias, ich finde den kleinen Traum, mein Hotel. Runter zum Swimmingpool. Ich darf jetzt schwimmen, lesen und denken. Ich wundere mich über meine Großzügigkeit, seit Jahren habe ich mir das nicht genehmigt. Ich breite meine drei Kilo Zeitungen und Bücher aus, höre die wunderbare Stille und – zucke zusammen. Der »lifeguard« hat mich gesehen und die Anlage aufgedreht. Sicher denkt er, er mache mir eine Freude. Da findet sich wohl kein Platz in der Welt, an dem sie die Stille

aushalten. Nichts scheint verdächtiger als die Abwesenheit von Krach. Ich stehe auf und knie vor dem Lebensretter nieder. Bedenkenlos. Auf dass er mich rette vor dem Hinsiechen durch Dezibel. Der Mensch hat Humor, der Tag wird leiser.

In der *Jerusalem Post*, eher konservativ, eher das Sprachrohr der Regierung, steht ein Artikel, in dem trotzig behauptet wird, dass den Israelis die (schlechte) Meinung des Auslands über ihren Staat egal sein soll. Denn keiner habe das Recht, dem jüdischen Volk Moralpredigten zu halten. Nach allem, was geschehen ist. Statistiken werden aufgeföhren, darunter eine aus Deutschland, »dem Land der Nachfahren aktiver Nazis«: Sie besagt, dass 59 Prozent der Deutschen »in Israel eine Gefahr für den Weltfrieden sehen«. Der wütende Ton der Journalistin zeigt, dass es ihr nicht egal ist.

In diesem Buch – in dem hier – wird mit keiner Zeile das Existenzrecht Israels diskutiert. Israel existiert und das ist gut so. Und in keiner Zeile wird darüber nachgedacht, ob man Israel kritisieren darf. Natürlich darf man, nein, soll man, nein, muss man: ohne gleich als »Antisemit« – der penetrante Standardvorwurf – geschändet zu werden. Auch ein Holocaust schützt ein Volk nicht davor, sich in schreckliche Irrtümer zu verrennen. Ich muss doch kein Hasser sein, wenn ich auf Schatten verweise, die das Land überziehen. Ich will doch die Einwohner nicht im Meer versenken oder das Land von der Weltkarte radieren. Diese Art Kritik an den Kritikern ist vollkommen irrational. Wir alle – jeder von uns – bewegen uns nur dann vom Fleck, wenn wir kritisiert werden. Nicht hämisch hinterfotzig, sondern fair und – im besten Fall – wohlwollend kritisch.

Ich komme auch nicht vom Stammtisch gelaufen, um endlich zu sagen, »was endlich gesagt werden muss«. Es ist alles längst gesagt, aber vieles muss oft, so oft, wiederholt werden. Um Konsequenzen zu provozieren. Ich will nicht hartherzig werden, ich will immer davon überzeugt sein, dass jeder Mensch, der fühlt und atmet, das Recht auf ein annehmbares Leben hat. Alle.

Ach ja, Araber, sprich Palästinenser, sind ebenfalls Semiten. Von ihren Missetaten, Scheinheiligkeiten und schauerlichen Fehlentscheidungen wird auch die Rede sein.

9

Mit zwölf habe ich »Exodus« gesehen, einen Film mit Paul Newman und Eva Marie Saint: Jüdische Überlebende brechen nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Schiff *Exodus 47* nach Palästina auf. Eine wahre Geschichte. Aber die Briten – noch immer ist das Gebiet ihr *Mandat* – verweigern den Hunderten das Anlegen. Und schicken sie zurück nach – Deutschland (!). Ich erinnere mich an meine Tränen und meine völlige Ignoranz. Der geschichtlichen Situation gegenüber. Es war wohl das erste Mal, dass ich bewusst das Wort »Israel« hörte. Aber mir gefiel dieser tapfere, unbedingte Wille, seinen Schindern zu entkommen. Nicht aus Schuldgefühl empfand ich mich den Betroffenen so nah, eher: Weil ich schon immer zu jenen hielt, die frei sein wollen, ganz frei. Pathetisch absurd verglich ich ihr Schicksal mit dem meinen: dem Vater, dem Schinder, entfliehen.

Noch heute habe ich die Musik des Films auf meinem iShuffle. In jenem Kinosaal begann meine Verbundenheit mit Israel. Die wuchs. Nicht zu reden von den später gesehenen Dokumentarberichten, sagen wir, aus Bergen-Belsen, in denen Bulldozer KZ-Skelette in Massengräber schoben. Die Nähe blieb, nahm noch zu, als ich zu lesen anfang, ja, notorischer Kettenleser wurde. Und dabei entdeckte, dass die deutsche Literatur zu einem großen Teil von jüdischen Schriftstellern verfasst worden war. Wissen und Geist fand ich schon immer verführerisch.

Aber jetzt bin ich für die Freiheit der Palästinenser. Sie soll ihnen gehören, wie allen anderen auch. Nein, ich bin nicht rührselig, aber Freisein ist das schönste Sein in einem Menschenleben. »Hurriya« heißt das Wort auf Arabisch. Es klingt schwungvoll und poetisch. Wie wohl in jeder Sprache.

Um halb sechs kehre ich zurück in mein Zimmer und höre plötzlich ein Lied. Ich gehe zum Fenster und dieses Lied zieht wie eine Wolke über die Stadt, die unter mir liegt, zieht über die leicht sich wiegenden Palmen, bis hin zum See am Horizont. Ein unfassbar schönes Lied, gesungen von einer warmen Männerstimme. Seltsamerweise steht die Stadt still, kein Auto ist zu sehen, keine menschliche Bewegung. Ich höre und – heule. Noch nie habe ich die Melodie gehört, auch verstehe ich kein Wort des hebräischen Textes. Das ist der innigste Augenblick des Tages: das geheimnisvoll-verschwiegene Tiberias und über ihm – aus unsichtbaren Lautsprechern kommend – schweben Klänge, die nichts als Glück verheißen.

Nach einer Viertelstunde ist der Zauber vorbei. Noch Minuten bleibe ich stehen, warte wie ein Kind, dass es wieder anfängt. Dann gehe ich zur Rezeption und frage. Das Lied trägt den Titel »Shalom aleichem«, Friede sei mit euch, und kündigt jeden Freitagabend den Beginn des Sabbats an, des jüdischen Feiertags. Deshalb der Stillstand. Mir fällt ein, dass die Araber zur Begrüßung »Salam aleikum« sagen, mit der genau gleichen Bedeutung, mit einer so ähnlichen Phonetik. Wie beruhigend, immerhin in der Begrüßungsformel kommt bei beiden Völkern das Wort *Frieden* vor.

10

Ich schlendere hinunter in die Stadt. Aber ich sehe nur orthodoxe Juden durch die Straßen huschen, sicher auf dem Weg zur Synagoge. Mit dem riesigen *Stramel* auf dem Kopf, der Pelzmütze (Hochsommer!), die aussieht wie ein dick behaartes Ufo. Da wandelt er wieder, der religiöse Masochismus, der rastlose Wille, sich für seinen Herrgott zu schikanieren. »Schau, Erhabener, ich schwitze wie ein Schwein, aber du willst es so und das macht uns zwei glücklich.«

Wie mich der Anblick dieser Gebuckelten an meinen eigenen (katholischen) Religionsunterricht erinnert. Dieser

grenzenlose Zorn auf Leichtigkeit. Das Unerträglichste, auch Unheimlichste, an den drei Weltreligionen scheint ihr frenetisches Verlangen zu bestrafen. Die eigenen Gläubigen, die anderen, jeden. Der Hass auf die Lebensfreude, der bringt sie zum Glühen vor Begeisterung.

Dass Juden an einen Gott glauben, der es gut mit ihnen meint, das ist ein tiefes Geheimnis. Unvorstellbar, wenn man bedenkt, wie sie ihr Herr Jehova geschunden hat. Und noch immer hängen sie an ihm, trotz des unbeschreiblichen Leids, das hinter ihnen liegt. Aber es gibt wohl keinen Irrsinn in der Geschichte des Planeten, für den nicht Tausende, ja, Millionen bereit wären, ihn in die Welt zu tragen.

Religion erinnert mich an eine Liebe, die nie erfüllt wird, die nur auf Versprechungen beruht. Und die von den »Liebenden«, den Gläubigen, immer so interpretiert wird, als ob die Liebe, sprich die Gegenliebe – das wäre die Liebe des »Weltenherrschers« –, dennoch existierte. Da mag ein Desaster nach dem anderen über sie herfallen, da mögen Erdbeben, Tsunamis, Nazis, Kommunisten, Kreuzritter und andere Feuersbrünste sie heimsuchen, da mögen Heerscharen von ihnen in Sekunden ausgelöscht werden. Egal, vollkommen egal, denn kommt nur einer von ihnen davon, dann hat »Gott geholfen«. Dass er den Heerscharen minus eins nicht beigestanden hat, wollen die blindwütig Abergläubischen nicht wahrhaben. Heldenhaft halten sie an ihrer Liebe fest. Wie jene Frau in Frankreich, die jahrelang von ihrem Mann geprügelt worden war, zuletzt krankenhausauf, sich aber – kaum aus der Intensivstation entlassen – vor den Richter warf und um eine milde Strafe für ihren ehelichen Hooligan bat. Ähnlich sie, die Gottesanbeter. Seit Jahrhunderten werden sie geschunden – die Juden können hiervon ein langes Lied singen – und dennoch blicken sie noch immer verzückt in den Himmel. Der kalt bleibt und keinen Finger rührt.

Ich habe einen Freund in Europa, Häretiker wie ich. Ich grinse, weil er mir jetzt in den Sinn kommt. Die lustige Situation passierte während eines Gesprächs, in dem ich

ihm wieder einmal erklärte, dass ich völlig außerstande bin, den heilig-unheiligen Bimbam der Religionen zu verstehen. Und Michael plötzlich aufsprang und rief: »Mensch, du hast nichts kapiert! Denn eines Tages werden sich alle Kathos, Muslime und Juden ihr Karneval-Outfit vom Leib reißen und uns jauchzend zurufen: ›We were just kidding, nur Gaudi, natürlich wissen wir, dass alles Humbug ist. Aber wir wollten ein bisschen Spaß haben, uns amüsieren, auch über euch.«

Ich bin vor Vergnügen um den Tisch gehüpft, so wunderbar erlösend fand ich sein Hirngespinnst, diese träumerische Vorstellung: dass eines Tages alle auf Himmel und Hölle verzichten und keine andere Moral gelten sollte als Achtung vor den anderen. Und vor sich. Und vor dem ganz und gar irdischen Leben.

Ich kehre zurück ins Hotel, die Stadt wirkt wie ausgestorben. Da Tiberias seit dem »Unabhängigkeitskrieg« als »araberfrei« gilt, ist tatsächlich nichts offen, kein Laden, kein Restaurant.

11

Dinner im Speisesaal. Soweit ich sehe, fast nur Juden, erkenntlich an der Kippa auf den Köpfen der Männer. Die meisten sprechen Hebräisch, ein paar Englisch oder Französisch. Keine *business people*, eher Urlauber. Ich sitze allein und bisweilen spüre ich verstohlen-neugierige Blicke. Auch das Personal ist scheu, sie wissen, dass ich Deutscher bin. Aber die Blicke sind nicht feindlich, eher verwundert: wie wenn ein Fremder ins *Schtetl* kommt und keiner so recht weiß, was man mit ihm anfangen soll. Im Laufe der drei Stunden (ich schreibe nach dem Essen) taut die Zurückhaltung, der Ober und Kellnerin Ina, Exsoldatin und Medizinstudentin, trauen sich ein paar Worte. Ich bin zwar Sohn eines (einst) aktiven Nazis, aber sie sehen, dass ich nicht über drei Tische schreie, keine Hakenkreuzfahne schwenke

und für niemanden und gegen keinen in den Krieg ziehe. Gibt es einen Harmloseren als einen Schreiber, ganz nah der Welt, ganz still so mittendrin?

Als ich Kaffee bestelle, gibt es ihn nur schwarz. Denn, so lerne ich, Fleisch und Milch dürfen nicht zusammen konsumiert werden, dürfen sich nicht im selben Raum aufhalten. So steht es in der Thora, dem »Wort Gottes«. Vor dem Restaurant könnte ich den Kaffee mit Milch trinken. Ich wandere mit der Tasse und dem Mac in die Bar. Hier erlaubt es Jehova. Wie sagte es Einstein, der Göttliche, der Jude: »Jeder Idiot kann die Dinge kompliziert machen. Das Geniale ist es, sie zu vereinfachen.«

12

Schöne Tage am Pool. Ich muss mich nur fünf Meter zum Wasser bewegen und wieder zurück. Aber ich lerne etwas, was mir bisher – seit ich das Wort *Israel* kenne – gänzlich entgangen war: dass dieses Land auch vollkommen »normal« ist, mit »normalen« Problemen, die von keinem Nahostkonflikt herrühren, nur immer zum banalen oder heiteren oder erschreckenden Inventar der Welt gehören. Und die man überall hört und sieht. Auf allen fünf Kontinenten.

Ich komme mit der Mutter von zwei kleinen Kindern ins Gespräch. Seit Kurzem geschieden, nachdem der Ex sie drei Jahre lang als Sparringspartner für seine Wut benutzt hatte. Nun ist er verschwunden und zahlt keinen Schekel. Sie lässt ihn suchen.

Gespräch mit einem älteren, attraktiven Ehepaar aus Los Angeles, Sepharden, deren Eltern in Marokko gelebt haben. Sie sprechen kein Wort Hebräisch und gehen ungemein elegant miteinander um. Ein Traumpaar, das hier Verwandte besucht. Sie sind neugierig und fragen nach Deutschland. Ich berichte, dass mehr Israelis denn je nach Berlin auswandern. Das ist eine befremdliche Information, aber so ist es.